

FAMILIENGESCHICHTE DER NACHKOMMENSCHAFT VON JAKOB HÜBERT

DER ZWEIG DER HÜBERTS IN BRASILIEN

Was wir von der Familiengeschichte der Hüberts wissen, beginnt im 18. Jahrhundert und versetzt uns in die Zeit der Auswanderung deutscher Familien aus Ostpreussen nach Russland.

Eine dieser Siedlungen hiess Margenau, Gnadenfelder Wolost, Molotschna, am Dnjeper-Fluß.

Hier findet man etwa um 1860 bereits Hinweise auf die Familie Franz Hübert.

Dieser Familie entsprossen mehrere Kinder, darunter die Schwester unseres Grossvaters, Anna Hübert (spätere Frau Peter Dick) und die Brüder Jakob (unser Grossvater), Franz, Heinrich und David Hübert.

Wie in den meisten Siedlungen, entstand auch in Margenau über mehrere Generationen Landknappheit, weshalb die jüngeren Nachkommen neues Ackerland suchen mussten.

Das grosse neue Agrargebiet, welches in jenen Jahren erschlossen wurde, war Sibirien.

Dieses riesige Gebiet, jenseits des Uralgebirges, war durch Jahrhunderte Land der eingeborenen Nomaden, hauptsächlich der Kirgisen und der Tartaren gewesen.

Vom sechzehnten Jahrhundert an wurde das Land, in der Hauptsache durch Schenkungen, Kosakenland. Diese Schenkungen waren meistens rein theoretisch, denn die neuen Eigentümer, Kosakenoffiziere, verstanden wenig von der Landwirtschaft oder wollten sich damit nicht befassen.

So wurde das Land verpachtet und viele junge Siedler sahen in Sibirien ihre Zukunft, zumal die grosse transsibirische Eisenbahn, vom Zaren Alexander III, ab 1891 erbaut, die Besiedlung in hohem Masse förderte.

So kam es, dass im Jahre 1902 die vier Brüder Hübert (Jakob, Franz, David und Heinrich) von der Siedlung Molotschna in Südrussland am Dnjepr (heute Ukraine), nach Sibirien zogen. Ihre Schwester Anna folgte auch bald nach.

Jakob Hübert, der älteste der Nachkommen von Franz und Elisabeth Hübert, war vor kurzem verwitwet.

Er war seit 1899 mit der jungen Katharina Kröker vermählt, die jedoch nach zehn Monaten Ehe an den Folgen der Entbindung des ersten Kindes, zusammen mit dem Neugeborenen, verstarb.

Jakob Hübert, geboren am 14. Juni 1873 in Margenau, Molotschna, heiratete daraufhin am 26. September 1900 die zweiundzwanzigjährige Helene Kasdorf, ein junges Mädchen aus dem gleichen Dorf. Sie sollte später unsere väterliche Grossmutter werden.

Zwei Jahre später siedelte das junge Ehepaar mit den drei Brüdern Jakobs, nach Sibirien um.

Helene Hübert, geboren in Margenau am 20. Juli 1878, war das dritte Kind von Peter Kasdorf (17.1.1840 – 26.1.1909) und Helene Goossen (13.2.1847 - 10.9.1920). Dem Namen nach, müssen diese Familien aus dem deutsch-dänischen Raum stammen.

Durch die neue Besiedlungswelle in Sibirien entstanden, im Laufe der Zeit, 36 Dörfer entlang der Transsibirischen Eisenbahn, auf einer Strecke von 380 km im Umkreis der Stadt Omsk.

Omsk hatte um die Jahrhundertwende schon etwa 100.000 Einwohner und war damals eine strategisch wichtige Stadt. Sie beherbergte eine der Hauptgarnisonen des Kosakenheeres in Sibirien.

In den ersten Jahren des zwanzigsten Jahrhunderts verfügte Omsk bereits über ein eigenes elektrisches Dampfkraftwerk und über eine eigene Feuerwehr. Das war damals in der ganzen Welt noch selten.

Etwa 100 km westlich der Stadt Omsk lag die Eisenbahnstation Gorkoje (heute Kucherewo). Dort errichtete man zwei neue Dörfer. Nordwestlich, ungefähr 5,0 km von der Station entfernt entstand Hamberg. Südlich, etwa 2,5 km weit, errichtete man das Dorf Margenau, indem man eine Ost-Weststrasse parallel zur Eisenbahn anlegte. Entlang dieser Strasse befanden sich die neu besiedelten Landstücke und die Bauernhöfe.

Zunächst pachtete Jakob Hübert dort ein Landstück, worauf er sein Wohnhaus und die Ackerbearbeitungsgebäude setzte.

Insgesamt umfasste das Margenauer Dorf und die umliegenden Ländereien eine Fläche von etwa 1500 Desjatinen.

Das Dorf besass um 1916 herum 14 Bauernhöfe. Andere Dörfer waren ebenso gross oder sogar noch etwas grösser.

Es war, laut den Erinnerungen unseres Vaters, ein schönes Dorf, besonders im Frühling.

Besonders zwischen den Jahren 1912 und 1917 waren die Ernten sehr gut.

Man hielt sich starke Arbeitspferde und sibirische Kühe. Insgesamt konnte man nur etwa vier bis fünf Monate im Jahr pflügen, pflanzen und ernten. Dann stellten sich die erbarmungslosen sibirischen Jahreszeiten Herbst und Winter ein, mit Temperaturen von bis zu 40 Grad minus, während dessen das Vieh in den Stallungen und die Menschen in den Behausungen verweilen mussten.

Im Herbst musste somit der Keller voll sein, um die lange kalte Zeit zu überdauern.

Und man dachte auch immen noch an solche, die im Winter sicherlich in Not geraten würden.

Man half sich gegenseitig im Dorf.

An der Südseite des Dorfes begann ein dichter Birkenwald, welcher im Winter, nach dem Fall der Blätter, gespenstisch kahl wirkte.

Aus ihm hörte man dann auch zuweilen das Heulen der hungrigen Wölfe.

Dem Ehepaar Jakob und Helene Hübert entsprossen, in Sibirien, acht Kinder. Davon verstarben zwei vor dem dritten Lebensjahr.

In Margenau sowie in ganz Sibirien gab es kaum eine besondere ärztliche Versorgung.

Daraus entstand eine harte natürliche Auslese. Nur diejenigen, die den rauen Naturverhältnissen gewachsen waren, konnten überleben.

Die Kinder der Hüberts waren Helene (geb. 1901), Jakob (geb. 1905), Franz (geb. 1910), Maria (geb. 1912), Anna (geb. 1914) und Heinrich, unser Vater, (geb. 1917).

Von seiner Kindheit in Sibirien hatte der Vater sehr lebhaftere Erinnerungen, welche er uns zuweilen an Sonnabendnachmittagen beim Trinken seines geliebten "Chimarrão's" (Mate Tee), erzählte.

Er sprach von den langen Monaten zuhause zwischen Schnee und Eis, von den Versammlungen der Familien im Dorf, dem emsigen Kochen, Braten und Zubereiten von Wintervorräten im Herbst. Diese Bilder prägten in ihm Kindheitseindrücke die er nie vergass.

Er erzählte auch gerne über seine Erlebnisse in der Grund- und später, in der Zentralschule.

In Margenau gab es schon im Jahre 1913 eine zweisprachige Elementarschule. Ab 1917, dem Geburtsjahr unseres Vaters, wurde im Dorf eine Zentralschule errichtet, welche nach der Elementarschule (zwei Klassen) noch vier weitere Schuljahre ermöglichte. Auch sie wurde zweisprachig gehalten. Allgemein ging man nach der Schule zur Arbeit, auf die Bauernhöfe. Wer es wollte und konnte, blieb noch ein fünftes Jahr auf der Schule um, unter anderem, Pädagogik zu lernen. So bildete man die zukünftigen Lehrer für den eigenen Bedarf in der Siedlung aus.

Der Schulbau bestand aus rundem Fichtenholz. Es wurden Fächer wie Deutsch und Russisch, Literatur, Mathematik, Religion und Naturwissenschaften gelehrt.

Unser Vater besuchte diese Schule bis zu seinem zwölften Lebensjahr und hatte sehr gute Erinnerungen daran.

Er erzählte auch von den Weihnachtsfesten zu Hause, wo die Grossfamilie zusammen kam. Geschenke gab es kaum. Wenn viel, bekam er einmal einen Ball, den Mutter Helene aus Wollüberbleibseln selbst gefertigt hatte.

Vater Jakob hatte ja immer viel in der Gemeinde zu tun. Besonders weil er an den Weihnachtsfeiern, und auch sonst, in der Kirche predigte.

Weihnachten war aber immer ein Feiertag an dem man sich traf und an dem viel los war. Vaters Schwester Helene, die älteste Tochter, hatte im Oktober 1926 den in der Siedlung Waldheim wohnenden Abram Dück geheiratet. Er war ein stämmiger, kräftiger Mann von grosser Statur, der im Krieg als Sanitäter gedient hatte.

Waldheim lag etwa 30 km nördlich von Gorkoje. Zu Weihnachten spannte Abram gewöhnlich ein starkes gut genährtes Pferd vor einen Reiseschlitten, bedachte diesen mit Woldecken, Pelzmänteln und Reiseproviant und begab sich auf die Fahrt nach Margenau. Die Reise dauerte zwischen vier und fünf Stunden auf Wald- und Wiesenwegen. Es ging durch Schnee und Eis.

Die Kindheit unseres Vaters war auch stark durch die bolschewistische Revolution geprägt. In den ersten Jahren nach der Revolution kämpften die noch zarentreuen Heere, die sogenannten Weissen, gegen die aufständischen Roten.

Es passierte hin und wieder, dass Schwadronen von weissen Soldaten auf dem Hof erschienen, ihre ausgemergelten Pferde abgaben und sich dann einfach die wohlgenährten Bauernhengste und Stuten nahmen. Auch was an Vorräten zu haben war, wurde einfach mitgenommen.

Kaum waren die "Weissen" abgeritten, kamen die "Roten", die Revolutionäre. Es kam auch vor, dass die Roten die Bauern der Beihilfe der Weissen beschuldigten und kurzen Prozess machten.

Ganze Familien wurden in dieser Zeit kurzerhand an die Hauswand gestellt und erschossen. Im Jahre 1913 wurde unser Großvater Jakob Hübert als Ältester der Gemeinde eingesetzt. Dadurch wurde sein Arbeitskreis auf die Betreuung aller Gemeinden zwischen Petropawlowsk (100 km westlich von Gorkoje) und Tatarskaja (300 km östlich) erweitert. Ein ziemlich grosses Arbeitsgebiet also, welches ihm nur noch wenig Zeit für die Bestellung seines Hofes übrig liess. Es wurde ihm aber von der Dorfgemeinde und vor allem, von seiner grossen Familie dabei geholfen, sodass keine Not aufkam.

Die Arbeit, welche er als Ältester leistete, war rein ehrenamtlich. Wenn „viel“, so ersetzten ihm die Gemeinden gerade die Bahnfahrtkosten.

Dann kamen die Folgen der bolschewistischen Revolution.

Den Bauern wurde zunächst das Land konfisziert. Jegliches Privateigentum wurde verboten.

Das Land, das man bis jetzt als den einzig beständigen Besitz angesehen hatte, gehörte nun den Eigentümern nicht mehr.

Als Staatseigentum wurde nun den ehemaligen Besitzern etwa ein Viertel des Landes "erteilt". Das Übrige wurde an die umliegenden willigen Einwohner « vergeben ».

Das Ergebnis aber war, dass diese neuen „Besitzer“, die mit der Landwirtschaft nicht vertraut waren, in den darauffolgenden Jahren fast ausschliesslich Missernten zu verzeichnen hatten.

Das ganze Gefüge war anfänglich trotz der Schwierigkeiten noch einigermaßen zu bewirtschaften, da die Bauern auf den ihnen zugewiesenen Äckern wie gewohnt weiter arbeiteten.

Bis etwa in das Jahr 1924 hinein konnten sich die Bauern, wenn auch schwer und mit Produktionseinbussen, an das neue System anpassen.

Während der darauffolgenden Stalinregierung jedoch, wurden die ehemaligen Landeigentümer kurzerhand als "Kulaken" (Fausthände, Geizkragen, Klassenfeinde) abgestempelt und verfolgt.

In den Schulen, selbst in den Privaten, wurde jeglicher Religionsunterricht wegen „geistiger Kooptation“ kurzerhand verboten. Das Bestehen jeglicher Gemeinschaft wurde erschwert. Es durften nur in öffentlichen Gebäuden Gottesdienste abgehalten werden und diese wurden dazu ständig bespitzelt.

Ein Terrorzustand begann sich immer mehr auszubreiten. Jeder Einzelne konnte jeden Tag damit rechnen, von einem Vorbeigehenden „angezeigt“ zu werden. Das war sehr einfach und wurde von der Polizei unterstützt..

Mitten in der Nacht, zum Beispiel, wurde laut an die Haustür geklopft. Familienväter, die in Kirchen oder in Versammlungen gesehen worden waren, wurden vor Frau und Kindern gefesselt, abgeführt und zu Verhören geholt. Manche kehrten nie wieder zurück.

Es begannen die Abtransporte in die Arbeitslager Sibiriens.

Anfang Oktober 1929 begann man in Margenau gerade mit dem Einüben eines Weihnachtsprogrammes der Elementarschule.

Am Abend waren dort verschiedene Lehrer und Helfer anwesend. Darunter auch der Älteste der Mennonitengemeinden, unser Grossvater Jakob Hübert.

Plötzlich klopfte es an der Eingangstür und die Geheimpolizei (NKWD) trat herein. Sie führte alle Lehrer und Helfer, ohne Erklärungen, einfach ab. Unter ihnen auch Jakob Hübert.

Man führte sie mit dem Zug nach Omsk und brachte sie dort ins Stadtgefängnis.

Es kam zu Verhören unter grossem Druck.

Die Verhafteten fürchteten bereits Schlimmes.

Jedoch waren einige deutsche Staatsbürger mit verhaftet worden die, sobald es ihnen möglich wurde, diplomatische Unterstützung suchten.

Um diplomatischem Ärger aus dem Weg zu gehen, liess man die Gefangenen zunächst wieder frei, leitete aber ein Gerichtsverfahren mit Anklagen gegen sie ein.

Eine dieser Anklagen lautete : „anti-sowjetische Agitation“ . So etwas wurde üblicherweise als Hochverrat gekennzeichnet, worauf die Todesstrafe stand.

Viele der Gemeindeältesten rieten Jakob Hübert nun zur Flucht, da er als Ältester der Gemeinde und bereits verhört, nun besonders gefährdet war..

So entschloss er sich, im Hinblick auf seine Familie und seine besonders exponierte Lage, so schnell wie möglich auszuwandern. Durch seine Arbeit in der Gemeinde und als ehemaliger Landbesitzer in der neuen Ordnung war er nun ganz besonders von der Geheimpolizei gesucht.

Ende August jenes Jahres war die Nachricht aus Moskau gekommen, dass es 60 deutschstämmigen Familien gelungen war, nach Kanada auszuwandern.

Es entstand in den deutschen Siedlungen aufgrund der Bedrohung, die von dem Stalinregime ausging, ein allgemeiner Drang ebenfalls auszuwandern.

So versuchte Jakob Hübert in den darauffolgenden Tagen, ohne viel Aufsehen zu erregen, alles Verkäufliche seines Besitzes im Dorf zu veräussern. Mitte Oktober packte die Familie die allernötigsten Sachen , begab sich auf zwei Pferdeschlitten und fuhr mitten in der Nacht durch die dunklen herbstlichen Wälder, in Richtung Waldheim ab.

Die nahegelegene Station Gorkoje wäre zur Abreise viel zu gefährlich gewesen.

Zurück blieben Haus und Hof und ein grosser Teil der Erinnerungen und der russischen Familiengeschichte.

Die Fahrt führte sie durch eiskalte dunkle Schneisen und über Feldwege zur Tochter Helene. Dort wurde auf dem nackten Boden auf den wenigen vorhandenen Decken übernachtet, denn Abram Dück hatte ebenfalls bereits alles was er konnte verkauft.

Von Waldheim fuhr man in der nächsten Nacht zusammen weiter, in Richtung des 20 km entfernt gelegenen Dorfes Nasewajewka an der nordwestlichen Eisenbahnstrecke, die von Omsk nach Tjumen führt. Dort war die Familie Hübert unbekannt und konnten den Zug nach Moskau unbemerkt besteigen.

Nun war fast die ganze Familie versammelt: Vater Jakob, Mutter Helene, Tochter Helene mit Ehemann Abram Dück mit ihren zwei kleinen Kindern Abram und Liese, dazu die Geschwister Franz, Maria, Anna und Heinrich. Der älteste Sohn unseres Grossvaters, Jakob, studierte zu jener Zeit an der Universität Leningrad (Petersburg) Philosophie. Von Nasewajewka nahm die Familie in der Nacht den nächsten Zug ins über 2000 km entfernte Moskau.

Es war gerade noch rechtzeitig, denn die meisten zurückgebliebenen deutschstämmigen an der Eisenbahnlinie wohnenden Dorfbewohner, wurden unmittelbar danach verfolgt und sind in den Jahren 1930 bis 1937 zwangsweise nach Nordsibirien transportiert worden. Viele kamen in den Arbeitslagern ums Leben.

Es befand sich nun die kleine Menschengruppe im Zug, auf der langen Reise über das Uralgebirge nach Moskau.

Die Fahrt von zweieinhalb Tagen und Nächten war verständlicherweise sehr ermüdend. Bedrückt, wegen des Zurückbleibens von allem was bisher erarbeitet worden war und wegen der absolut ungewissen Zukunft, doch durch den Glauben zur Hoffnung gestärkt, kam die Familie schliesslich im Hauptbahnhof Moskau an.

Von befreundeten Deutschen, die bereits in Moskau wohnten oder sich zufällig auch dort gesammelt hatten, bekamen sie Adressen in Vororten Moskaus, wo man preisgünstig vorübergehend wohnen konnte. Einer dieser Orte hiess Perlowka, wo einige Einwohner ihre eigenen Zimmer, Räume und Quartiere vermieteten, um zu etwas Geld zu kommen. In den folgenden Tagen bemühte man sich in Moskau um Genehmigungen, um nach Leningrad (Petersburg), zwecks Ausreise nach Kanada, weiterzureisen.

Nach einigen Versuchen und vielen Schikanen gelang es den Leitern der Ausreisenden eine Sondergenehmigung vom ZIK (ZentralVollzugskomitee) der Sowjetunion für die auf einer Liste stehenden Bürger zu erlangen. Jedoch nur für diejenigen, welche bis zu einem bestimmten Datum in Moskau eingetroffen waren. Man half sich in der Zwischenzeit gegenseitig mit Geld aus um die 220 Rubel Gebühr, die jeder einzelne Pass kosten sollte, zu entrichten.

Am 27. Oktober breitete sich die Nachricht aus, dass am nächsten Morgen früh um fünf Uhr ein Zug in Perlowka ankommen sollte, um die Auswanderer weiter zu befördern. Plötzlich hiess es noch am gleichen Abend, der Zug führe in der gleichen Nacht um zwölf Uhr ab.

Es folgte ein hastiges Zusammenraffen des Gepäcks und ein sich überschlagendes Abrechnen mit den Vermietern.

Alles war jedoch vergebens. Weder in jener, noch in den drei folgenden Tagen oder Nächten, fuhr irgendein Zug zwecks Beförderung der Auswanderer ab.

So drängten sich die Mütter mit den kleinen Kindern in den engen Wartesaal der Bahnhofstation, während die Übrigen in den unendlich erscheinenden, schon winterlich eiskalten Moskauer Stunden draussen in der Dunkelheit und in der Ungewissheit harrten. Endlich, am 31. Oktober 1929 abends, fuhr ein Zug ein, um die Auswanderer aufzunehmen. Er rollte dann bald in die Nacht hinaus, in Richtung Moskau.

Etwa drei Kilometer vor der Stadt hielt der Zug wieder und wurde ohne weitere Auskunft auf einem Nebengleis abgestellt.

Wieder vergingen drei Tage und Nächte, bis zum 4. November.

In dieser Zeit versuchte das russische Wachpersonal den deutschen Siedlern das letzte Geld abzuhandeln. Als diese weiter nicht darauf eingingen, setzte sich der Zug schliesslich wieder in Richtung Leningrad in Bewegung. Dort fuhr er am 6. November in den Bahnhof ein.

Wenigen dieser Verzweifelten gelang am Ende die Ausreise. Und das auch nur durch das entschlossene Mitwirken von verschiedenen deutschen Hilfsorganisationen und, nach einigem Zögern, schliesslich auch der deutschen Diplomatie.

Die meisten dieser deutschen Ausreisewilligen erwartete jedoch noch ein böses Schicksal. Es hatten sich zwischen August und Oktober jenes Jahres etwa 14.000 deutsche und deutschstämmige Bürger in den Vororten Moskaus angesammelt.

Nach dem verlorenen ersten Weltkrieg befand sich Deutschland in einer wirtschaftlichen und politischen Notsituation, welche es nicht gestattete, Flüchtlinge in grösseren Mengen aufzunehmen. Die deutsche Diplomatie bemühte sich nun, unter dem Druck der Lage, in Kanada, in Paraguay und in Brasilien um Raum für die Auswanderer.

Von Kanada kamen zunächst ablehnende Antworten, da man sich dort als bereits ausgelastet bezeichnete.

Man wolle sich mit der Angelegenheit der Deutschen in Russland erst im nächsten Jahr befassen. Deutsche erweckten in Kanada in den Nachkriegsjahren auch keine allzugrosse Sympathie.

Selbst der starke und selbstlose Einsatz von Jakobs Bruder Franz, der bereits in Coaldale, Alberta, in Kanada lebte konnte an der Lage seines Bruders nichts ändern.

Er, der die Weitsicht gezeigt hatte, bereits 1927 auszuwandern, besass inzwischen einen gut gehenden Bauernhof. Er kaufte sogar noch ein grosses Stück Land dazu, um seinem älteren Bruder, unserem Grossvater Jakob und seiner Familie einen guten Anfang in Kanada zu ermöglichen.

Er versuchte auch zu bürgen, um bei den Behörden eine Einreiseerlaubnis zu erhalten.

Es war aber alles umsonst. Kanada wollte damals besonders keine deutschen Einwanderer mehr und versperrte die Grenzen.

Mangels anderer Zusagen sperrte nun auch Deutschland den Flüchtlingen die Grenzen, nachdem einige wenige Transporte bereits von Russland nach Deutschland abgereist waren.

Trotz einer grossen Hilfeaktion, die zum Beispiel vom Deutschen Roten Kreuz unter dem Motto „Brüder in Not“ durchgeführt wurde und bis zum 30 Januar fast eine Million Reichsmark sammelte, kam die Hilfe für die meisten zu spät.

Die Sowjetregierung begann am 13. November bereits mit dem Zwangsrücktransport der in Moskau angereisten deutschen Siedler.

Jakob Hübert mit seiner Familie hatte das Glück, in den Zug zu gelangen, der am 6.

November 1929 von Moskau aus Leningrad erreichte. Es war der allgemeine

Ausreisehafen. Und dort studierte zufälligerweise auch der älteste Sohn, Jakob, an der Leningrader Universität.

Nach der Ankunft nahmen die Behörden die Ausreisenden in Obhut und brachten sie in einem Überseeheim namens „*Sowtorgflot*“ unter. Dort wurde allen zunächst das ganze noch übrig gebliebene Geld abgenommen. Ebenfalls wurde ihnen strengstens verboten, das Gebäude zu verlassen.

Nachdem Kinder bereits vor Hunger weinten, gestattete man nach viel Drängen und Verhandeln schliesslich fünf Insassen, das Gebäude zu verlassen, um auf dem Markt Lebensmittel zu beschaffen.

Es wurden die noch vorhandenen Uhren und Mäntel auf dem Stadtmarkt verhökert, um hauptsächlich für Frauen und Kinder etwas Brot zu kaufen.

Dabei wurde auch die deutsche Gesandtschaft in Leningrad aufgesucht und von der Notlage in Kenntnis gesetzt. Diese ermöglichte dann eine Notunterstützung.

Durch die fünf Insassen die hinausgelassen wurden, gelang es Jakob Hübert seinen ältesten Sohn an der Universität über die Anwesenheit der Familie zu benachrichtigen. Als Student der Universität konnte er nun seine Eltern und Geschwister im Überseeheim besuchen.

Dabei beschwor ihn sein Vater, alles aufzugeben und mit der Familie auszureisen. Der Sohn meinte jedoch, es fehle ihm nur noch ein Semester zur Beendigung seines Studiums. Er, als Diplomierter der Universität, würde dann sofort nachreisen.

Alles Drängen und Bitten der Eltern war vergeblich.

Traurig verabschiedeten sich die Eltern und Geschwister von ihrem ältesten Sohn und Bruder Jakob Hübert.

Sie sollten ihn niemals wieder sehen.

Einige Wochen nach diesem Abschied wurde er wegen „*Zugehörigkeit zu Republikflüchtigen*“ verhaftet und in ein Arbeitslager nach Sibirien verfrachtet. Die Eltern bekamen noch zweimal Briefe von ihm. Im letzten Schreiben bat er, die Eltern möchten ihm nicht mehr schreiben, denn das brächte ihn „*in noch grössere Gefahr*“.

Mehrere Jahre später bekam Jakob Hübert von einem Russlandflüchtling die Nachricht von dem Tod seines ältesten Sohnes, im Gefangenenlager.

Er wäre nach der Verhaftung, nach einem kurzen Prozess, zu vielen Jahren Zwangslager verurteilt worden. In Sibirien „*sei er dann im Zwangslager verhungert*“.

Während die Ausreisenden sich nun mit Hilfe der deutschen Gesandtschaft im Überseeheim um ihr Überleben bemühten, war schliesslich am 27. November 1929 die Überfahrt nach Deutschland geregelt.

Zwei Tage später, am 29. November, wurden die Ausreisenden auf ein im Hafen liegendes russisches Schiff, die „Alexander Rykow“, geleitet. Vor der Ausreise nahm man den Emigranten noch sämtliche russische Ausweise ab. Als Staatenlose begannen sie nun ihr neues Leben.

Langsam und unter technischen Hindernissen setzte sich endlich das Schiff in Fahrt, musste aber bald wieder kehrt machen.

Der Alptraum der russischen Vergangenheit blieb schliesslich im Nebel des Hafens von Leningrad zurück.

Es blieb die Hoffnung auf eine neue, bessere Zukunft.

Nach drei Tagen Überfahrt landeten die Ausreisenden glücklich im deutschen Hafen Swinemünde.

Dort wurde ihnen ein freudiger Empfang bereitet. Unter Mitwirken von einigen privaten Hilfsorganisationen versorgte man die Ankommenden mit dem Nötigsten an Kleidung und Medikamenten.

Anschliessend brachte sie ein mit Tannengrün geschmückter Zug zunächst in ein Auffanglager in Rostock.

Der gesamte Aufenthalt in Deutschland sollte für die Familie Hübert neun Wochen dauern. Fest stand, Deutschland konnte die Auswanderer nicht definitiv aufnehmen. Dafür war sowohl die schlechte Wirtschaftslage wie auch die politische Zerrüttung der damaligen Zwischenkriegszeit verantwortlich.

Daher suchte man für die Auswanderer aus Russland sobald wie möglich ein neues Aufnahmeland.

Kanada kam dafür wegen der Grenzsperrung nicht mehr in Frage. Im Gegensatz dazu eröffneten Paraguay und Brasilien den Flüchtlingen die Türen zur Einwanderung. In der Verhandlungszeit mit diesen Ländern wurden die Auswanderer jedoch aufs Beste in Deutschland versorgt.

Doch dann kam die Stunde der Abreise.

Jakob Hübert und seine Familie kamen, zusammen mit einer Auswanderergruppe, auf ein deutsches Schiff, das am 3. Februar 1930 den Hafen Hamburg mit dem Ziel Rio de Janeiro verließ. Zum Abschied spielte die Hafenskapelle noch „Muss i denn, muss i denn zum Städtele hinaus, und Du, mein Schatz, bleibst hier...“

Unser Vater erzählte uns später, es wäre das einzige Mal in seinem Leben gewesen, an dem er seinen Vater weinen sehen hat...

Er war damals gerade dreizehn Jahre alt geworden. Seinen Geburtstag feierte er, besonders glücklich, noch am 8. Januar im Lager in Mölln.

So hatte er die ganze Auswanderung und die Überfahrt nach Brasilien zeitlebens noch sehr frisch im Gedächtnis.

Man fuhr nun einem völlig unbekanntem Land und einer neuen Zukunft entgegen.

Unser Vater erzählte oft von der Überfahrt, die einen dreizehnjährigen Jungen wohl sehr beeindruckt haben muss.

So zum Beispiel von dem kurzen Aufenthalt auf der Insel Madeira, wo das Schiff Proviant und Treibstoff aufnahm. Nach dem kalten und grauen Sibirien war die Welt auf einmal unvorstellbar bunt, lebhaft und sonnig geworden.

Aus der meist schneebedeckten, grauen Birkenlandschaft kommend sah er plötzlich Vögel, Pflanzen und Fische, die er noch nie gesehen hatte. Oft erzählte er von den Jungen im Hafen der Insel, die im kristallklaren Wasser nach Münzen tauchten, die ihnen die Matrosen zuwarfen.

Und dann, nach mehreren Tagen, lief das Schiff in den tropenheissen Zielhafen Rio de Janeiro ein.

Die Hitze soll den Sibirern zunächst unerträglich gewesen sein. Man fächerte sich zunächst den ganzen Tag mit irgendwo erhältlichen flachen Gegenständen frischere Luft zu.

Von dem Überseeschiff wurden die Einwanderer erst einmal auf die Ilha das Flores, die „Blumeninsel“, zur Quarantäne gebracht. Dort erfolgte die Gesundheitsmusterung und ein mehrtägiger Aufenthalt.

Danach bekam jeder Einwanderer einen brasilianischen Ausweis, auf dem der Name – oft verzerrt - und die Herkunft- oft ziemlich unklar- verzeichnet standen.

Die Einwanderer wurden auf ein brasilianisches Küstendampfschiff geleitet, das mit Ziel São Francisco do Sul und Itajaí im Bundesstaat Santa Catarina auslief.

Nach drei Tagen Küstenfahrt, nach kurzen Aufenthalten in den Häfen von Santos und São Francisco, erreichte man den weiter südlich gelegenen Hafen von Itajaí.

Dort wurden die Einwanderer mit den wenigen Habseligkeiten auf ein Flussdampfschiff namens „Blumenau“ gebracht, welches mit pochenden Motoren den Itajaí-Fluss bis zur „*südamerikanischen Hanse-Stadt Blumenau*“ hinauf stampfte, wo die Einwanderer an Land gingen.

Von Blumenau ging es, auf Planwagen, am Itajaíflussumfer entlang weiter aufwärts, bis zum Städtchen Ibirama.

Dort verließ man das Flussufer in Richtung des Gebirges, auf immer schmaler werdenden Pfaden, bis man nach zwei Tagen eine Hochebene an einem Nebenfluss des Itajaí erreichte. Dort, am Krauel-Fluss, sollten die neuen Siedlungen „*Witmarsum*“ und, der Höhenlage entsprechend, „*Stolzplateau*“ entstehen.

Zunächst war man völlig auf sich selbst angewiesen. Von Seiten der brasilianischen Behörden wurden Werkzeuge, Saatgut und Proviant für die ersten sechs Monate zugesichert.

Was danach geschah, war alleine den Einwanderern und ihrem Schaffensvermögen überlassen.

Was zum Überleben mithalf waren der Zusammenhalt, die Glaubensgemeinschaft und der Arbeitswille der neuen Siedler.

Der Anfang war schwer. Erst musste der dichte Urwald, zumindest ausreichend, mit primitiven Äxten gerodet werden. Bambushütten mit Palmenblättdach wurden für die ersten Wochen und Monate gebaut, darunter auch gleich eine Schule und eine Kirche.

Die Ältesten der Gemeinde, Jakob Hübert, Heinrich Ekk und Heinrich Martins übernahmen die Führung der neuen Siedlung.

Jakob Hübert hatte schon immer ein ausgeprägtes Führertalent bewiesen. In Russland oblag ihm die geistliche Führung eines grossen Bezirkes. Nichts Näherliegendes also, als ihm auch hier in dem völlig unbekanntem brasilianischen Urwald, wo es um das einfache Überleben der ganzen neuen Siedlung ging, die Führung des Dorfes anzuvertrauen.

Die Leiter der Siedlung gaben ihr Bestes aber die Sorgen und Nöte waren am Anfang fast unüberwindbar.

Da die Siedlung sich in Allem selbst verwalten musste, bedeuteten die Aufgaben dieser Führung nicht nur die religiöse und das Schulwesen betreffende, sondern auch jegliche andere Verwaltungsarbeit. Es ging um die Lebensmittelversorgung, das Schulwesen und die einfachsten Bedürfnisse der Ansiedler und deren Familien. Die ganze Siedlung richtete sich nach den Beschlüssen ihrer Leiter. Das Ausmass der Verantwortung für die Siedlung und das bare Überleben der Gemeinschaft in dem neuen unbekanntem Land waren enorm.

Von den Führern wurde erwartet, Baumeister, Verwalter, Lehrer, Versorger und Seelsorger in einer Person zu sein.

Jakob Hübert war ein willensstarker, energischer Mann. Entschlossen und tatkräftig war er schon in Sibirien gewesen.. Anders und gestützt auf seinen felsenfesten Glauben hätte er wohl den schwerwiegenden Entschluss, sich mit der Grossfamilie auf das Abenteuer der Auswanderung ins Unbekannte zu begeben, nicht so mutig gefasst.

Seine Weltanschauung und sein Glaube verliehen ihm immer wieder Kraft und Mut.

Anders hätte er es sicher nicht gemeistert, die Führung der Siedlung am Krauel, mit ihrer Verantwortung über so viele Menschen und deren Schicksale zu übernehmen.

Man begann nun mit der ersten Aussaat. Vergeblich wartete man auf die Ernte. Das Klima, der Boden, das Ungeziefer und die Schädlinge waren völlig anders als alles vorher Bekannte.

Die harte Arbeit führte aber nur zum baldigen Aufbrauch der gestellten Lebensmittel und dann trat der Hunger ein. Selbst die zum grossen Teil unbekanntem Waldfrüchte und die zeitweilige Jagd erbrachten nicht das Nötigste um zu überleben.

Das eigentliche Weiterbestehen der Siedlung war nur dem eigenen festen Willen, dem Glauben und der gegenseitigen Hilfe aller Siedler zuzuschreiben.

Aber die Lage blieb für weitere Jahre höchst unsicher.

So machte man sich ernsthafte Gedanken über die zukünftigen Überlebenschancen der Siedlung am Rio Krauel.

Wegen der andauernden unbefriedigenden wirtschaftlichen Ergebnisse, hatte man beschlossen die Siedlung Witmarsum am Rio Krauel zu verlassen.

Die Mehrheit der Mennoniten und Siedler vom Rio Krauel war inzwischen nach Curitiba, auf die Siedlung „Boqueirão“ gezogen. Dort hatte man günstig grössere Flächen Land kaufen können.

Als Hauptstadt des Bundesstaates Paraná versprach die schnell wachsende Stadt bessere Ertragsmöglichkeiten. In Curitiba gab es damals schon, unter anderen, eine stabile deutsche Einwanderergesellschaft, die sich ab 1850 dort niedergelassen hatte. Die zweite Generation der deutschen Einwanderer war bereits in der Industrie und im Handel tätig. Sie war zum grossen Teil sogar schon einigermaßen wohlhabend.

Es bestand damals ein wachsender Bedarf an landwirtschaftlichen Erzeugnissen, und die entsprechende Kaufkraft war in der Stadt ebenfalls vorhanden. Das machten sich die deutschen Einwanderer zunutze und hatten bald in ihren Geschäften, kleinen Industrien und in den Dienstleistungen grossen Erfolg. Das und das viel mildere in Curitiba bestehende Klima bemerkte man auch in den Siedlungen am Krauelfluss, was nach einer Zeit den Entschluss zur Umsiedelung herbei führte. So wurde aus der deutschen Siedlung „Boqueirão“ ein für die Stadt Curitiba bedeutendes Milchwirtschaftsgebiet. Den deutschrussischen Einwanderern ging es auf einmal viel besser als auf der Siedlung am „Rio Krauel“.

Das Klima war viel gemässiger und angenehmer. Grossvater Hübert erwarb ein ziemlich grosses Grundstück mit eigener Weide in unmittelbarer Nähe der Dorfmitte, am Rande Curitibas. Hier konnten nun auch die Nachkommen der Hüberts gute Schulen besuchen und gingen, im Laufe der Zeit, in der lokalen Gesellschaft auf. Die meisten dieser Nachkommen leben heute noch in diesem Raum oder in der neuen Siedlung „Witmarsum“, die etwa in den 50. Jahren, nicht weit von Curitiba entfernt, entstand.

Helene Goossen Hübert verstarb im September 1960, vier Tage nachdem sie ihre diamantene Hochzeit (60 Jahre) mit Grossvater Jakob Hübert gefeiert hatte. Jakob Hübert verstarb im Juli 1964, fast genau vier Jahre danach, im Alter von 92 Jahren, in voller geistiger Klarheit. Er wusste immer, vielleicht gerade wegen der Schwierigkeiten die er zu bewältigen hatte, mit dem Alltag des Lebens fertig zu werden und auch dessen Sonnenseiten dankbar zu empfangen und zu geniessen. Einer seiner ganz persönlichen, mit Humor versehenen Sätze war : *„Das Leben ist garnicht so schwer als wir selbst es uns machen. Ich, zum Beispiel, esse so gerne gekochte Hühnereier. Ich weiss nur nicht, warum es mir so schwer fällt, an einem selben Tag mehr als **fünfzehn** davon zu essen ! „*

Er war jedoch ein grosses Beispiel an Glauben, Energie, an geistiger und charakterlicher Festigkeit, an Beständigkeit und an Ausstrahlung von Vertrauen, hauptsächlich in schweren Stunden. Diese Eigenschaften kamen ihm und der ganzen Gemeinde auf der höchst unsicheren Flucht aus Russland und auch in der brasilianischen Siedlung, in grosser Gefahr und Bedrängnis, sehr zugute. Er besass eine sichtbar gute und ausgeprägte Führungsbegabung, die anderen Menschen grosses Vertrauen einflösste. Auch besass er die Geduld, Schicksalsschläge wie den Verlust seiner ersten Frau, seiner Kinder in frühem Alter und seiner Söhne Jakob, in Russland und später Franz in Brasilien, still und zuversichtlich zu ertragen. Sein Glaube verlieh ihm Stärke. Als Gossvater und als Mensch mochten wir ihn immer sehr gern. Er war ein herzenguter und aufgeschlossener Mann.

.Curitiba, November - 09 - 2014